

Unverkäufliche Leseprobe



**Manu Joseph**  
**Das verbotene Glück der Anderen**  
Roman

375 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-65422-0

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/12290452>

## Die Underdogfamilie

Laut Mariamma Chacko gehört Ousep Chacko zu der Sorte Mann, die man töten muss, wenn die Geschichte zu Ende ist. Er weiß aber, dass sie sich dessen nicht immer ganz sicher ist. Vor allem morgens, wenn er am Schreibtisch sitzt, einen hohen Stapel Cartoons vor sich, die er genau studiert, um das einzige Rätsel zu lösen, das ihr am Herzen liegt. Zwar hat er nicht danach verlangt, doch sie bringt ihm trotzdem einen Becher Kaffee und stellt ihn etwas heftig auf den hölzernen Schreibtisch, um ihn an sein schändliches Benehmen in der vergangenen Nacht zu erinnern. Sie reißt die Fenster auf, leert seinen Aschenbecher und ordnet die Zeitungen auf dem Tisch. Wenn er dann endlich zur Arbeit aufbricht, wortlos die Wohnung verlässt und die Treppe hinuntergeht, steht sie an der Tür und blickt ihm nach.

Unten läuft Ousep mit kurzen, schnellen Schritten über die Spielwiese zum Tor – über harte braune Erde, auf der vereinzelt ein paar Grashalme wachsen. Er sieht die anderen Männer, alleamt gute Ehemänner und gute Väter, mit geputzten schwarzen Schuhen und korrekten Hemden, die ihnen wegen der hohen Luftfeuchtigkeit bereits am Leib kleben. Alle halten ihre Helme in den Händen und tragen darin ihre unerhört kleinen, vegetarischen Lunchportionen zum Vespastand. Immer mehr Männer kommen aus den tunnelähnlichen Korridoren, die zu den Treppenaufgängen des Wohnblocks A führen, einem kargen, weißen, dreistöckigen

Gebäude. Ihre ordentlichen, vielversprechenden Gattinnen erscheinen jetzt in weißen Baumwollsaris auf den Balkonen und winken zum Abschied. Sie murmeln Gebete, lächeln den anderen Frauen zu und spähen mit einem Auge in die eigenen Sariblusen.

Die Männer grüßen Ousep nie. Sie wenden sich ab oder interessieren sich plötzlich für den Erdboden oder putzen ihre Brillen. Doch für ihresgleichen hegen sie große Zuneigung. Es sind Gleichgesinnte, die durch bloßes Räuspern miteinander kommunizieren können.

«Gorbatschow», sagt ein feingliedriger Mann.

«Gorbatschow», erwidert der andere.

Mit dieser erschöpfenden Analyse des *Hindu*-Leitartikels über Michail Gorbatschows Wahl zum Präsidenten der Sowjetunion gehen sie zu ihren Vespas. Vespafahren in Madras bedeutet, dass ein Mann verspricht, abends nicht betrunken nach Hause zu kommen. Echte Nachrichtenreporter wie Ousep Chacko betrachten es als Beleidigung, wenn man sie auf einer Vespa sieht, doch die Männer, die hier wohnen, sind fast alle Bankbeamten. Die Hände am Lenker stehen sie träge da und treten dann vehement den Kickstarter, als wollten sie den Motor aus dem Schlaf schrecken. Immer wieder treten sie das Pedal, manche springen geradezu in die Luft. Bis die Motoren endlich aufheulen und sie hintereinander zum Tor hinausfahren, wobei sie auf der Vorderkante der Sitzbank sitzen, als sei das preiswerter. Um sechs Uhr abends kehren sie auf demselben Weg zurück, mit Jasminblüten als Mitbringsel für ihre Frauen, die sie sich ins frisch gewaschene Haar stecken, sodass aphrodisischer Duft ihr Heim erfüllt und den Seelenfrieden ihrer bei ihnen wohnenden Schwiegerväter stört, alles alte Männer, die so ausgehungert nach Fleisch sind, dass sie Kinder und ausgewachsene Männer begrapschen und sich beim Damentennis im Fernsehen heimlich auf die Schenkel schlagen.

An der Ausfahrt steht ein vorsichtig salutierender, dünner Wachmann in einer grotesken paramilitärischen Uniform, die sich im Wind bläht. Sein Widersacher Ousep nickt ihm zu, ohne ihn anzublicken – was ihm immer Respekt verschafft. Ousep dreht sich kurz nach den Frauen auf den Balkonen um, die alle so tun, als würden sie ihn nicht beachten. Auf seinem Balkon im dritten Stock steht niemand.

Wenn er die Straße entlangläuft, ist er direkt im Blickfeld aller Balkone der vier identischen Häuser in der Balaji Lane, und alle Hausfrauen und reglosen Gespenster betrachten ihn mit sperrangelweit geöffneten Mündern. Morgens geht Ousep schnell und hält dabei den kleinen Finger ausgestreckt, als wolle er ein Signal empfangen. Durch die anderen Tore kommen noch mehr Vespas. Manche Fahrer starren ihn an, als sei der Blickkontakt mit ihm jetzt, da sie Helme tragen, weniger gefährlich – was in gewissem Sinne stimmt. Frauen verschwinden von den Balkonen und mümmeln ihre Gebete zu Ende, andere tauchen auf und widmen sich allen möglichen Dingen. Sobald sie ihn sehen, bleibt ihr Blick an ihm hängen, und sie fällen ein kurzes Urteil. Wenn man es recht bedenkt und sich die Vergangenheit vor Augen führt und Ouseps Eigenarten, dann ist es nur recht und billig, dass die Leute ihn anstarren, doch er hasst es zutiefst. Wenn sie wüssten, dass Ousep Chacko in Wirklichkeit nicht auffallen will und unter fremden Blicken leidet, fänden sie das vermutlich urkomisch. Doch es ist der Schüchternen Los, dass sich alle ihre Befürchtungen für gewöhnlich bewahrheiten.

So, wie die Dinge stehen, fällt man in dieser geteerten Gasse leicht auf. Den ganzen Tag wartet diese Gasse darauf, sich vom leisesten Hauch von Fremdheit erschrecken zu lassen. Beispielsweise von einer verirrtten Arbeiterin in einer subversiven, ärmellosen Saribluse, die hier dasselbe Ansehen genießt wie eine geschiedene Frau. Oder von einem Mann mit Pferdeschwanz oder

einem nordindischen Mädchen in Jeans, die so eng sind, dass man das Tageslicht zwischen ihren Beinen sieht. Fast ist es, als seien solche Erscheinungen Anzeichen dafür, dass die Zukunft, die anderswo schon begonnen hat, sich jetzt in dieser Stadt umsieht. Eine Ära kämpft ihr letztes Gefecht, und nur noch dieses eine Mal lässt sich eine Straße in Madras korrekt porträtieren: Die Männer sind Filialleiter, die Mütter Hausfrauen. Alle Büstenhalter sind weiß, und angloindische Mädchen in geblühten Kleidern heißen Maria.

Jahre später würden die Bewohner der Balaji Lane diese Erinnerungen aus ihrem Gedächtnis kramen und sich leise lachend an die katholische Familie aus Kerala entsinnen, die Kuckucke unter den Krähen: an den abscheulichen Mann namens Ousep Chacko, an seine hilflose Frau, deren berechtigter Groll sich gegen die nackten Wände richtete, und an ihren Sohn Thoma, der schlecht in Mathe war. Was war aus ihnen geworden? Hatten sie dieses lange Leben rein zeitlich gesehen überdauert, es durchgestanden?

Und natürlich würden sie sich an Unni erinnern. Unni Chacko würden sie nie vergessen. «Kannst du dich noch an Unni entsinnen?», würden sie sagen. «Hat man je herausgefunden, warum er es getan hat? Warum hat Unni Chacko so was getan?» Niemand erwähnte jemals, was er eigentlich getan hatte. Das Wort ist in allen Sprachen einfach zu fürchterlich.

So früh am Morgen möchte Ousep noch nicht an seinen Jungen denken – zumindest das erste Interview möchte er hinter sich haben. Wenn er seinen Gedanken freien Lauf ließe, würde er in die üblichen Fallen treten und sich dieselben entnervenden Fragen stellen, die er sich schon tausend Mal gestellt hatte. Er möchte an etwas anderes denken, an etwas Belangloses. Doch schon baut sich Unni Chackos Bild in Ouseps Kopf auf, Unnis Selbstporträt starrt seinen Vater an: ein Junge mit durch-

dringendem Blick und schmalen Augen, einer breiten Stirn und dichtem Wuschelhaar. Ein siebzehnjähriger Cartoonkünstler, außergewöhnlich talentiert, aber zu jung, um zu verstehen, dass sich hinter einer subtilen Art nicht immer nur Mittelmaß verbirgt. Wie die meisten Cartoonisten redet der Junge nicht viel, und das wenige, was er sagt, ist nicht besonders witzig. Meistens ist er entsetzlich einsilbig, selbst wenn er mit seiner Mutter spricht, die er aus übertriebenen Gründen liebt – die einzige Art, auf die Söhne ihre Mütter lieben können.

All dies sieht Ousep, der sonst sehr wenig über seinen Sohn weiß. Das zu akzeptieren, ist keine Schande. Ganz gleich, welchen Illusionen sich Eltern hingeben, ihre Kinder kennen sie eigentlich nicht. Ousep ist einfach ein Vater, der seinen Sohn noch weniger kennt als andere Väter. Aber er hat jeden Zentimeter von Unnis dreiundsechzig Cartoons und Comics studiert, die in der Wohnung herumliegen, die meisten in einer Holztruhe. Wenn man einen unerklärlichen Comic dazuzählt, der zufällig in seine Hände geriet und den er vor Mariamma versteckt hält, dann sind es insgesamt vierundsechzig. Diesen Comic vor ihr zu verbergen, ist nicht ganz einfach. Er hat ihn im Radio versteckt, das er nun jedes Mal aufschrauben muss, wenn er ihn ansehen will.

Irgendwo in Unnis Cartoons und Comics muss der Schlüssel verborgen liegen, des Rätsels Lösung, glaubt Ousep. Viel mehr an Glauben bleibt ihm nicht.

Unnis Werk besteht vor allem aus Comics, die ein paar Seiten lang sind, elaborierte Schwarz-Weiß-Skizzen mit einem gelegentlichen Wasserfarbtupfer. Thematisch bilden sie keine Einheit, und düstere Superheldengeschichten, die man vielleicht vermutet hätte, fehlen ganz. Doch aus irgendeinem Grund wird in unverhältnismäßig vielen seiner Comics über die Suche nach dem Sinn des Lebens gespottet.

Im Comic mit dem Titel «Die absolute Wahrheit» schwebt ein weißer Briefumschlag durch die Tiefen des Alls, umkreist fremde Welten und steuert schließlich in Richtung Erde. Beim Eintritt in die Erdatmosphäre geht er in Flammen auf, und ein weiterer weißer Umschlag erscheint, auf dem «Die absolute Wahrheit» steht. Er schwebt zur Erde und landet auf einem endlosen Feld. Ein Bauer mit nacktem Oberkörper hebt ihn auf, öffnet ihn und nimmt ein Blatt Papier heraus, liest es und bekommt einen Lachanfall. Er zeigt das Blatt seiner Frau, die ebenfalls anfängt zu lachen. Sie zeigt es dem Kind, das sie auf dem Arm hält, und auch das Kind erstickt fast vor Lachen. Der Bauer gibt die Absolute Wahrheit an seinen Nachbarn weiter, der sich den Bauch hält und sich lachend in seinen Kohlfeldern wälzt. Der Brief geht von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, Dorf zu Dorf, Stadt zu Stadt, und überall auf der Welt brechen die Leute über die lang erwartete Absolute Wahrheit in hysterisches Gelächter aus.

Im Comic «Erleuchtung» sitzt ein Weiser in wallendem Gewand meditierend auf einem Schneegipfel. Die Jahreszeiten kommen und gehen, Stürme ziehen vorüber, doch nichts kann ihm etwas anhaben. Er bekommt eine starke Erektion, die nach und nach abklingt, ohne dass der Mann sich davon stören lässt. Er nimmt keinerlei Notiz von dem, was ihm widerfährt oder ringsum passiert. Bergsteiger mit den Flaggen ihrer Länder erklimmen den Gipfel und machen enttäuscht kehrt, als sie den Weisen dort antreffen. Der Weise wird immer älter, sein Bart wird weiß, und schließlich beginnt er zu strahlen und bekommt einen Heiligenschein. Er hat den Zustand der Erleuchtung erreicht. Er macht die Augen auf und wirkt völlig betäubt. Dann schreit er: «Mist, ich bin nur ein Cartoon.»

In Unnis Comics gibt es kaum Dialoge und nur wenig Text, was ihnen etwas Beunruhigendes, Abstraktes verleiht. Das gilt vor allem für eine seiner ehrgeizigsten Geschichten, «Beatles, Cros-

sing – Beatles und Käfer bei der Überquerung der Straße». Die Geschichte ist einundzwanzig Seiten lang und beginnt mit einem roten Käfer, der am Rand einer breiten, schwarzen Straße sitzt. «Ich will auf die andere Seite», sagt der Käfer und macht sich auf den Weg. Dann wird zu den Beatles übergeblendet, die vor berühmten Wahrzeichen auf verschiedenen Erdteilen Konzerte geben. Jedes Mal gerät das Publikum aus dem Häuschen. Und dann heißt es irgendwann: «Warum ist Ringo Starr nicht so berühmt wie die anderen Beatles?» Unterhalb dieser Frage sieht man die vier Beatles während eines Konzerts. Und ganz unten auf der Seite steht die Antwort: «Weil er immer saß.» Ob das stimmt? Im Lauf der Geschichte werden die Beatles immer trauriger und unzufriedener. Sie gehen nach Indien und begegnen heiligen Männern, die Yogaübungen machen. Die Beatles fangen an zu meditieren, tragen indische Kleidung, zeigen sich in ungewöhnlichen Yogaverrenkungen, spielen klassische indische Instrumente und kacken am Flussufer. Doch dann werden sie wieder traurig und wissen nicht mehr weiter. Sie gehen zurück nach England, zu ihrem früheren Leben. Und eines Tages überqueren sie eine Straße, sie gehen über einen Zebrastreifen. Währenddessen ist der rote Käfer mühsam über dieselbe Straße gekrabbelt und dem sicheren Tod durch vorbeirasende Wagen entronnen. Im letzten Comicfenster sieht man den roten Käfer triumphieren. Er hat die Straße überquert und ist auf den Gehsteig gegenüber gelangt, der erstaunlicherweise völlig identisch mit dem Gehsteig ist, auf dem er seine schwierige Reise begonnen hat. Er sagt: «Ich bin auf die andere Seite gegangen.»

Ousep legt den Comic beiseite, weil er sich an etwas Unangenehmes erinnert. Es hat gewisse Ähnlichkeit mit der trivialen Lebensangst eines Pflanzenfressers, auch wenn er nicht genau weiß, wie er daraufkommt. Dann wird ihm klar: Auslöser für die Asso-



ziation sind drei Teenager, die vor einem Tor aufgetaucht sind und jetzt auf ihn zukommen. Der eine hat drei gerade Linien heiliger Asche auf der Stirn, als sei ein Fahrrad über ihn gefahren. Alle drei tragen Schuluniform – weiße Hemden, die ihnen aus den Khakihosen rutschen. Ihr Gang ist nicht aufrecht, sie sind ohne Schwung, ohne Freude. Sie starren ihn bedeutungsvoll an, und er erwidert ihren Blick ohne Verachtung.

Jugendliche als rebellisch zu bezeichnen, ist das Dümme, was man tun kann. In Wirklichkeit sind sie allesamt Feiglinge. Das trifft überall auf der Welt zu, doch die Jugendlichen aus der Balaji Lane sind ungewöhnlich ängstlich. Sie haben Angst vor allem: vor dem Leben, vor der Zukunft, davor, dass ihre Freunde sie überflügeln, dass sie vom Fahrrad fallen. Sie haben Angst vor großen Lastwagen und großen Männern und schönen Frauen. Das Einzige, was sie nicht ängstigt, ist Differential- und Integralrechnung.

Ohne die Entwicklungshemmung, die ihnen die lange, qualvolle Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung für die Ingenieurschule bescherte, wären sie vielleicht anders geworden. Vom Tag ihrer Geburt an, als man feststellte, dass sie einen Penis hatten, war ihr Schicksal besiegelt – dass sie nämlich eines Tages das JEE, die Aufnahmeprüfung für das Indian Institute of Technology bestehen mussten, die schwerste Prüfung der Welt, wie ihre Väter sagen. Nur einer von hundert bestand sie, und in ihrer Wohnsiedlung hatte sie in den letzten zwanzig Jahren keiner mehr geschafft. Ihre Väter erklären ihnen Tag für Tag mit gezückten Ledergürteln, dass einzig diese Aufnahmeprüfung über ihr Leben entscheidet, weil sie nur so Stipendien bekommen und nach Amerika gehen können. In einer Straße, in der jeder Junge weiß, dass seine Zukunft von einer einzigen Multiple-Choice-Prüfung abhängt, ist es durchaus passend, dass die vier identischen Gebäude A, B, C und D heißen.

Als die drei Jungen an Ousep vorbeigingen, hörte er den einen sagen: «Tangens  $2x$  ist gleich?» Woraufhin die beiden anderen wie aus der Pistole geschossen antworteten: «Zwei Tangens  $x$  dividiert durch eins minus Tangens  $x$  hoch 2.»

~

Der Junge sieht Ousep auf sich zukommen und wendet das Gesicht ab, wie ein verletzter Liebhaber, der sich um keinen Preis versöhnen will. Sai Shankaran, ein enger Freund von Unni, wartete, so hieß es einhellig, jeden Morgen an der Liberty Haltestelle auf den Bus. Ousep ist in den letzten Wochen fast jeden Morgen hier gewesen und hat ihn gepiesackt. Sai behauptet, er habe ihm alles gesagt, was er wisse, und habe dem nichts hinzuzufügen. Doch Ousep glaubt ihm nicht und will ihn in die Knie zwingen, was nicht sehr schwierig sein dürfte. Sai war siebzehn, als ihn sein Vater vor seinen Freunden ohrfeigte, weil er Karten spielte. Jetzt ist er zwanzig, wirkt aber immer noch wie ein Junge, der von älteren Männern einiges einstecken muss.

Sai steht auf seine rückgratlose Art da, jung und altmodisch, wissbegierig, ohne klug zu sein, mit einer dicken Edelstahlarmbanduhr am Handgelenk, seinem schwarzen, geölten Haar und der braven Frisur. Er sieht aus wie ein alter Mann von heute in jungen Jahren.

Er war durch alle ingenieurwissenschaftlichen Aufnahmeprüfungen gefallen und hatte bei den zentralen Oberstufenabschlussprüfungen nur neunundachtzig Prozent erzielt, was bedeutete, dass er die furchtbare Schande auf sich nehmen und an irgendeinem altbackenen College für Geistes- und Naturwissenschaften Physik studieren musste, an dem sich sonst nur Jesuitenbrüder und Blinde für das Studium der englischen Literatur

einschreiben. Er ist bald mit dem Studium fertig, hat sich aber immer noch nicht ans Scheitern gewöhnt, weshalb er wie ein Gespenst durchs Leben geht und vermutlich alle Cousins und Freunde meidet, die Ingenieurwissenschaften studieren. Sai wird lernen, eines Tages wieder glücklich zu werden, und er wird sich sogar vorstellen können, dass er etwas wert ist. Noch weiß er es nicht, doch dass er das schaffen wird, ist einfach eine Tatsache. Ehrgeiz ist die Fähigkeit zum Unglücklichsein, und die hat Sai zur Genüge.

Eines Tages wird er in den Vereinigten Staaten landen, genau wie fast alle seine Klassenkameraden. Und eines Abends wird er seine alten Freunde in einem vegetarischen Restaurant treffen. Wenn ihnen der Gesprächsstoff ausgeht, wird einer milde lächelnd sagen: «Wisst ihr noch – Unni Chacko?» Und in der Stille, die anschließend eintritt, wird er sich sagen, dass Unni Chacko ihn zwar einst ausgelacht haben mochte, dass Sai aber allem Anschein nach der Gewinner ist und Unni schon vor langer Zeit verloren hat.

Sai und Unni müssen ein merkwürdiges Gespann gewesen sein. Sai, immer verkrampft und sich abmühend, immer voller Angst, er könne ein Schwachkopf sein, und von Kindesbeinen in dem Glauben erzogen, Intelligenz sei nichts als mathematische Begabung. Unni, der auf unbekümmerte Weise gut aussah, ging mit dem Laisser-faire eines Künstlers durchs Leben. Man kann sich schwer vorstellen, dass die beiden einander liebten oder respektierten. Dass es zwischen zwei Männern auf Erden echte Zuneigung gibt, ist ohnehin nur ein Mythos, den Männer in die Welt gesetzt haben. Doch Sai und Unni sind besonders unmögliche Freunde. Sie müssen einander benutzt haben.

«Hier bin ich», sagt Ousep. Sai hat den Kopf bereits weggedreht, deshalb reckt er den Hals und sieht in die Ferne, um deutlich zu machen, dass er nicht reden will. «Hoffentlich hast du

deine Meinung geändert, Sai. Ich hoffe sehr, dass du mir diesmal mehr sagen kannst.»

So geht das jeden Morgen. Ousep redet, Sai sagt kein Wort. «Sai, es ist mir sehr unangenehm, ich stör dich wirklich nicht gerne, aber mir bleibt keine andere Wahl. Ich weiß, dass du mir etwas verschweigst.»

Sai keucht heftig, er scharrt mit den Füßen und hält theatralisch die Hand über die Augenbrauen, um die Nummer des heranfahrenden Busses besser erraten zu können. Doch offenbar ist es nicht der richtige Bus, und er zieht eine Grimasse, die seiner tiefen Bestürzung dramatisch Ausdruck verleiht. Die Stadt ist voll von schrecklichen Schauspielern. Historiker, die über Madras schreiben, erwähnen nie, dass sich dort überall Schmierenkomödianten tummeln. Der Bus ist gerammelt voll und spuckt eine Schar winziger, halb verhungertes junger Männer aus, die es ohne die vielen kostenlosen Impfungen nie so weit im Leben gebracht hätten. Dutzende, manche in Hosen, viele in Lungis, baumeln immer noch an den Türen und Fenstern. Zwei Bullen in Zivil, die auf der Straße gewartet haben, holen die Stöcke hervor, die unter ihren Hemden versteckt sind, und dreschen damit auf die Beine der Herabbaumelnden, die sich daraufhin schreiend und lachend in den Bus zu drängen versuchen.

[...]